

Apathie und Trümmer – Ausländische Stimmungsberichte über die deutsche Bodenseeregion im Sommer 1945

VON ARNULF MOSER

Für die Zeit zwischen April 1945 und Herbst 1945, als es keine deutschen Zeitungen gab, die Verwaltung unter französischer Kontrolle stand und das öffentliche Leben erst wieder in Gang gebracht werden mußte, sind wir auf deutscher Seite weitgehend auf persönliche Erinnerungen und Berichte von Betroffenen und Beteiligten angewiesen. Die 1. Französische Armee von General de Lattre de Tassigny begleiteten aber auch Kriegsberichtersteller, die nach der Besetzung nicht nur über das Auftreten der Armee, sondern vor allem auch über die Atmosphäre in Lindau und Konstanz berichteten, da sich hier bis zum 1. August 1945 die Spitze der frühen Besatzungsverwaltung befand. Und es kamen immer wieder auch Schweizer Journalisten in das Bodenseegebiet und hielten dort die konkrete Lage und die Atmosphäre fest. Es ist also der Blick von außen, der hier erfaßt werden soll.

Bereits Mitte Mai werden drei Journalisten des Thurgauer Volksfreund (Kreuzlingen), der Thurgauer Zeitung (Frauenfeld) und der Thurgauer Arbeiterzeitung (Arbon) von den Franzosen zu einer eintägigen Rundfahrt durch das Bodenseegebiet eingeladen. In Konstanz registrieren sie den Trubel der französischen Garnison, die vielen deutschen Verwundeten, verhärmte Frauengestalten, Fremdarbeiter und befreite Kriegsgefangene und die Käuferschlangen vor den Geschäften. Über die Deutschen vermerkt der Thurgauer Volksfreund vom 19. Mai: »Die Stimmung unter der Bevölkerung ist schon vor dem Zusammenbruch flau und apathisch geworden, man hat das Unglück längst kommen sehen und ist bemüht, es unter französischer Besetzung, deren korrektes Verhalten gewürdigt wird, ertragen.« Auf der Fahrt über Radolfzell nach Überlingen im offenen Jeep sind sie von den endlosen Kolonnen von Militärfahrzeugen und von dem überall sichtbaren französischen Telefonnetz beeindruckt. Rätselhaft ist, warum an zahlreichen Landhäusern eine Schweizerfahne hängt. In den Dörfern sieht man nach wie vor weiße Fahnen und Leintücher an den Häusern.

In Überlingen wird das Kriegsgeschehen erstmals im Bahnhofsbereich sichtbar: zerstörte Häuser, Autowracks, auf den Schienen ausgebrannte Lokomotiven und zerfetzte Waggons. Im Zentrum hängen überall Plakate in deutsch, französisch, englisch und russisch. Meersburg wirkt dagegen wie ausgestorben, in Gaststätten wie dem »Becher« oder dem »Ratskeller« gibt es nichts zu essen, an den Türen befinden sich Schilder wie »Aller Wein ausverkauft« oder »Ausschank von Wein, Bier, Kaffee von 11–14 Uhr ist untersagt«. Erst in einem Bauernhof bei Hagnau bekommen die ausländischen Gäste eine Mahlzeit, wobei ein paar Schweizer Zigaretten ganz hilfreich sind. Der deutsche 45er Most reicht natürlich nicht an die Qualität des Thurgauer Mostes heran. Doch machen die Bauern einen wohlgenährten Eindruck, und auch die Felder sind ordentlich bestellt. Ausführlich werden in den drei Zeitungen die Zerstörungen der Industrieanlagen von Manzell und Fischbach und des Friedrichshafener Stadtgebietes beschrieben. Im Turm des Postgebäudes, das als provisorisches Gefängnis für etwa 50 lokale Nazigrößen dient, werden die Schweizer Augenzeugen eines Verhörs durch das »Deuxième Bureau«, den Nachrichtendienst der französischen Armee. Verhört werden Bürgermeister G. von Markdorf und die dortige Frauenschäftsleiterin Frau M. Ihnen wird vorgeworfen, eine junge Frau denunziert und ihren Tod im KZ verschuldet

zu haben. Geleitet wird das Verhör von einem 22-jährigem Deutschen, der nach Frankreich emigriert ist, unter falschem Name im Krieg als Fremdarbeiter zurückgekommen ist und jetzt für die Franzosen arbeitet. Der Bürgermeister, der »Typ des untertänigen Deutschen«, wehrt sich: »Ich gehörte zu den ganz kleinen Rednern, die recht dazu waren, die Bauern zur Ablieferung zu zwingen.« Als die beiden auf die Frage »Was ist Nationalsozialismus?« nicht antworten, schreit sie der junge Mann an: »Kommen Sie ans Fenster. Da sehen Sie hinaus. Das ist der Nationalsozialismus, das hat Hitler und seine Gesellen, ihr alle miteinander aus den deutschen Städten gemacht«¹. Die Schweizer sind von dieser Art Justiz eher peinlich berührt, es erinnert sie an Volkstribunale der Französischen Revolution, zumal das Protokoll auf der Rückseite von Gestapo-Formularen geschrieben wird. Am Güterbahnhof sehen die Schweizer offene, mit Blumen und roten Fahnen geschmückte Waggons, die befreiten Fremdarbeitern als provisorische Unterkunft dienen.

Die Fahrt geht weiter zur unzerstörten Stadt Ravensburg: »Es pulst jetzt lebendiges französisches Militärleben in ihr. Ein buntes Bild von eleganten Frauen und Mädchen und Soldaten. Alle Läden und Wirtschaften sind geschlossen.«² Über Weingarten führt die Informationsfahrt der Schweizer noch bis zum Kloster Reute bei Waldsee. Hier befindet sich ein Lager mit etwa 1 200 Fremdarbeitern vor allem aus Osteuropa, die hier auf ihre Heimreise warten, unter ihnen 600 Kinder. Auf der Rückfahrt machen die Schweizer noch in Stockach Station, wo im Amtsgericht sechs weibliche Soldaten der französischen Armee die Rückreise von französischen Arbeitern und Kriegsgefangenen organisieren. Die Damen freuen sich über die Schweizer Schokolade.

Tief beeindruckt kehren die drei Schweizer abends wieder über die Grenze zurück. Nazis haben sie nicht angetroffen. Auf Fragen erhielten sie meist die Antwort: »Wir haben von all dem, was passiert ist, nichts gewußt. Man hat uns angelogen und angeschwindelt. Gut, daß wir von dieser Nazilumpenbande befreit sind.« Das Fazit der Schweizer: »Die ehrlichen Deutschen werden es schwer haben, das Vertrauen der Welt wieder zu gewinnen. Sie werden eine große Aufgabe zu erfüllen haben. Alle gutgesinnten Europäer müssen ihnen dabei helfen.« Mehrmals konnten auch Journalisten von Schweizer Illustrierten in das deutsche Bodenseegebiet einreisen. So brachte die Schweizer Illustrierte Zeitung am 6. Juni 1945 unter dem Titel »Friedrichshafen – einst unsere Nachbarstadt – heute ein Trümmerfeld« einen zweiseitigen Bildbericht. In dem Kommentar, der die frühere Verbundenheit der Stadt mit der Schweiz betont, heißt es: »Wir haben die Trümmer dieser Stadt und die Menschen, die darin leben, aufgesucht. Wir fanden ein entsetzliches Elend. Die Bewohner der Ruinenstadt sind kleinlaut geworden. Sie sind arm und verjagt. Die trotzigte Haltung hat einem kummervollen Ausdruck Platz gemacht. Was sagen diese Leute heute von Hitler? Wie überall in Deutschland hörte man auch hier nur Schmähungen gegen die Nazis. Keiner will je dabei gewesen sein. Und doch – brüllten nicht auch die Leute von Friedrichshafen »Sieg Heil«, als ihr Führer ihnen von Großdeutschland, von Ehre und Ruhm, Lebensraum und deutscher Macht sprach? Wir haben den Pfarrer befragt. Nur 10% der Bevölkerung seien in den letzten Jahren für die Partei gewesen. Am meisten Zulauf hätten die Nazis 1933/34 gehabt. Immerhin, so gibt der Pfarrer zu, waren die braven Friedrichshafener von Hitlers Erfolgen stark beeindruckt, und er habe oft Mühe gehabt, selbst gläubige Pfarrkinder von der Idee abzubringen, Hitler sei halt doch ein gottbegnadeter Mann.«

Zehn Tage konnte ein Journalist der Illustrierten »Sie und Er« im Mai 1945 auf Einladung der Franzosen quer durch deren Besatzungsgebiet von Stuttgart bis Vorarlberg fahren. Ihm fiel in erster Linie die »fast peinliche Servilität und Unterwürfigkeit der Deutschen« ge-

1 Thurgauer Arbeiterzeitung, Arbon, 19. Mai 1945.

2 Ebenda.

genüber den Franzosen auf. Die Deutschen grüßen das französische Offiziersfahrzeug, in dem er fährt, und in einem bayrischen Dorf rufen die Jugendlichen »Vive de Gaulle«. Nachdem die Deutschen ihre Angst und ihr schlechtes Gewissen gegenüber den Franzosen verdrängt haben, biedernd sie sich an, zählen sich zu den Befreiten, meinen, damit sei alles vergessen und sie seien eigentlich alle bis auf Hitler unschuldig. Nirgends ist ein Deutscher zu finden, der zugibt, Nazi gewesen zu sein. Befremdlich findet der Schweizer Journalist aber, daß die Franzosen in öffentliche Ämter vor allem gefügte Leute einsetzen, ohne immer nach der Vergangenheit zu fragen, oder aber gar die alten Amtsinhaber bestätigen, was die Bevölkerung dann doch erbittert. Vergewaltigungen werden ausschliesslich den marokkanischen Soldaten zugeschrieben, doch sei das Verhalten der deutschen Frauen so anbiedernd, daß es eigentlich lächerlich sei, von Vergewaltigungen zu reden.³

In einem anderen ausführlichen Bildbericht der Illustrierten »Sie und Er« vom 6. Juli wird ein Prozeß vor dem französischen Militärgericht in Lindau gegen den Hagnauer Ortsgruppenleiter D. wegen unerlaubten Waffenbesitzes dokumentiert. Die Sitzungen dieses Lindauer Gerichts, der untersten Stufe im dreigliedrigen System der französischen Militärgerichtsbarkeit, werden im August 1945 auch von einem französischen Kriegsberichterstatter beschrieben. Jeden Donnerstag tagt ein Einzelrichter, ein Hauptmann, der für Delikte bis zu einem Jahr Freiheitsstrafe zuständig ist. Deutsche Zuschauer schlagen sich hier die Zeit tot. Verhandelt wird zunächst gegen einen deutschen Volksschullehrer und NSDAP-Presseseiter wegen Widersetzlichkeit gegen französische Gendarmen. Der Angeklagte verteidigt sich wortreich selber und bittet um Freispruch. Man verurteilt ihn zu 6 Monaten Haft und 200 RM Geldstrafe. Ein italienischer Gestapoagent und seine deutsche Freundin erscheinen vor dem Gericht, weil sie sich gefälschte französische Papiere besorgt haben, um über Frankreich nach Nizza zu fahren. Der Italiener erhält ein Jahr Gefängnis und 3000 RM Geldstrafe. Der französische Journalist ist empört über diese Milde und spekuliert, wie man wohl im besetzten Frankreich vor deutschen Gerichten geurteilt hätte, falls man nicht kurzen Prozeß mit den Beschuldigten gemacht hätte.⁴

Und schließlich erfahren wir aus »Sie und Er« vom 28. September 1945, daß die Franzosen Schloß Kirchberg bei Immenstaad als Gefängnis für deutsche und italienische Diplomaten eingerichtet haben. Unter ihnen befinden sich der ehemalige Reichsaußenminister und Reichsprotector von Böhmen und Mähren Constantin von Neurath, dem anschließend in Nürnberg der Prozeß gemacht wurde, dessen Schwiegersohn, Botschafter Mackensen aus Rom, der ehemalige Botschafter in den USA, Hans Heinrich Dieckhoff, und der deutsche Gesandte in Lissabon von Hoiningen-Hühne. Das Interesse der Schweizer am Umgang der Franzosen mit der deutschen Vergangenheit zeigt sich auch bei Bildberichten über die Ordensburg Sonthofen, die Aktion Lebensborn in Rottweil und französische Internierungslager für örtliche Nazigrößen in der Nähe von Rottweil.⁵

Mitte Juli werden 60 Journalisten der Ostschweiz von den Franzosen und vom Internationalen Komitee vom Roten Kreuz zu einer zweitägigen Informationsfahrt eingeladen, über die sie alle in ihren regionalen Zeitungen ausführlich berichteten. Die Fahrt beginnt in St. Margarethen, wo die weißen Lastwagenkolonnen vorgeführt werden, die im Frühjahr 1945 in Deutschland Kriegsgefangene sowie KZ-Häftlinge auf Evakuierungsmärschen versorgt und bei Kriegsende Fremdarbeiter, Kriegsgefangene, Auslandsschweizer und KZ-Häftlinge an die Grenze gebracht haben. Als diese riesigen amerikanischen Lastwagen von Marseille her in Genf eintrafen, mußte erst die Schweizer Straßenverkehrsordnung geändert

3 Sie und Er, Nr. 22, 1. Juni 1945.

4 P. Garcin, Au pays des vaincus, Lyon 1947, S. 147–152.

5 Sie und Er, 31. August, 21. und 28. September 1945. Schweizer Illustrierte Zeitung, 17. Oktober 1945.

werden. Ab der Grenze fahren die Journalisten mit drei blauen Bussen der Linie Toulon-Hyères, die offensichtlich den französischen Vormarsch vom Mittelmeer an den Bodensee mitgemacht haben, zum Kloster Mehrerau bei Bregenz, wo die Franzosen die eigenen Landsleute (Fremdarbeiter und Kriegsgefangene) und Ausländer aus ihrer Zone vor der Repatriierung sammeln. Menschen aus über 25 Nationen warten in Vorarlberg in acht Zentren auf ihre Heimreise. Französische Fremdarbeiter dürfen deutsche Frauen nur dann nach Frankreich mitnehmen, wenn diese ein Kind haben oder schwanger sind.⁶ Die Grenze zwischen Deutschland und Österreich ist wieder deutlich markiert, denn die Österreicher gelten als befreite Freunde.

Da General de Lattre den vereinbarten Termin in Bad Schachen, wo sich das französische Hauptquartier befindet und die Villa Wacker als seine private Residenz fungiert, nicht einhält, ergibt sich für die Schweizer die Möglichkeit zum Rundgang auf eigene Faust in Lindau: »Das Ergebnis ist so deprimierend. Die Straßen sind bis auf Soldaten und Offiziere, die häufig in den wendigen Jeeps durch die Straßen schneuzen, fast ausgestorben. Das Verbrüderungsverbot wird streng gehandhabt. Eine eiserne Wand scheint sich zwischen der deutschen Bevölkerung und den Angehörigen der Besatzungsmacht aufzubauen. Wie lange das noch dauern kann?«⁷. Zu kaufen gibt es in den meist geschlossenen Läden fast nichts. Und es ist den Journalisten unklar, wie die Deutschen überleben können, vermutlich von dem, was die Franzosen ihnen übriglassen. Und vor allem fehlt den wenigen Deutschen, mit denen die Journalisten ins Gespräch kommen, jegliche Einsicht in die neue Situation: »Für das Ungewisse der Zukunft, das unser Nachbarvolk bedrückt, sind wir in diesem Moment gewiß nicht ohne Verständnis, doch will uns andererseits nicht in den Kopf gehen, daß kein einziger, weder Mann, Frau, noch Kind, mit denen wir in Lindau und andernorts ins Gespräch kamen, nur ein Wort des Mitleides, ja nur des Bedauerns mit den Opfern der deutschen Konzentrationslager äußerten.« Eine Ausnahme bildet für die Journalisten der Aufruf des neuen Lindauer Bürgermeisters Dr. Eberth vom 23. Mai, dessen Text noch in den Straßen angeschlagen ist: »Frauen und Männer! Wir haben den Krieg verloren. Wir müssen die Folgen des verlorenen Krieges tragen ...« Der Aufruf bezog sich auf die von den Franzosen erzwungene vorübergehende Räumung der Stadt. Eine andere Ausnahme ist ein Lindauer Sozialdemokrat, der nach dem Verbot der eigenen Parteizeitung zeitweise in der Region Lindau Schweizer sozialdemokratische Blätter vertrieben hatte und deswegen im Gefängnis gelandet war.⁸

Von Lindau geht es abends in zwei Motorbooten mit alkoholisierte Besatzung nach Konstanz zur Übernachtung im Insel-Hotel, das nun französische Gastfreundschaft bietet. Die Seeseite des Hotels ist von Hunderten von Lampen erleuchtet, in deren Mitte ein »V« und ein Lothringerkreuz prangen. Doch für den Journalisten, der im Mai schon dabei war, liegt am nächsten Tag nach wie vor »eine bleierne Schwere der ungewissen Zukunft über der Konzilstadt, eine Atmosphäre der Apathie.«⁹ An diesem Tag stehen die Inseln Reichenau und Mainau auf dem Programm, die von der französischen Armee requiriert wurden, um den in Dachau befreiten französischen KZ-Häftlingen Erholung und Pflege zu bieten. Auf der Reichenau, der »Insel der Unreinen«, werden die Journalisten in französischen Ambulanzwagen herumgefahren, und sie werden auch der zur Seuchenbekämpfung am Eingang der Insel eingerichteten DDT-Puderduche (Neocid) unterzogen. Im Strandhotel Löchnerhaus ist das Programm für den 14. Juli angeschlagen: Gesang und Musikstücke, Ballett, Theater, Feuerwerk.

6 Die Ostschweiz, 18. Juli 1945.

7 Thurgauer Tagblatt, Weinfelden, 14. Juli 1945.

8 Volksstimme, St. Gallen, 14. Juli 1945.

9 Schweizerische Bodensee-Zeitung, Romanshorn, 19. Juli 1945.

Doch vor allem der Besuch im Krankenhaus auf der Mainau, wo nun »statt dem Duft der Blumen der Hauch des Todes lagert«, hat die Schweizer Gruppe tief erschüttert. In den Holzbaracken der Organisation Todt liegen »menschliche Wracks, ausgemergelte Gestalten, über deren Knochen sich borkige, schorfige Haut spannt, eingeschrumpfte Mumien, in denen noch ein Hauch von Leben ist, aber nicht mehr als ein Hauch, der trotz aller Pflege, trotz aller ärztlichen Kunst morgen schon weggeblasen sein kann.«¹⁰ Der Schweizer Anteil an diesem Hilfswerk, die Übernahme von Patienten von der Mainau in das Militärhospital Herisau, wurde schon am 4. Juli 1945 in der Schweizer Illustrierten Zeitung in einem ausführlichem Bildbericht gewürdigt: »Als der erste Trupp ankam, weinten die Schwestern, und die Ärzte brachten kein Wort heraus. Und die Bevölkerung von Herisau wurde von einer solchen Mitleidswelle erfaßt, daß sie innert zwei Tage alles brachte, was für ein Spital nötig ist; jede Familie gab von ihrer Habe, ohne nur zu zögern, und darüber hinaus gaben sie auch noch von ihrem Blut. In langen Reihen stellten sie sich zum Blutspendedienst. Jeden Tag wird Blut gespendet, und mancher Franzose, mancher Ungar ist da, in dessen Adern bald mehr Schweizerblut fließt als eigenes.«¹¹

Von der Mainau bringen die Motorboote die Schweizer Journalisten zum Abschluß nach Friedrichshafen. Es wird eine Fahrt in der Stille, denn »Herz und Seele waren auf der Mainau geblieben.« In Friedrichshafen wird eine Stadtrundfahrt durch die Ruinen geboten: »Hier gibt es nichts mehr zu flicken und wiederherzustellen; hier, wie in Hunderten von Städten Deutschlands, bleibt nichts übrig, als alles niederzureißen und einzuebnen, um von Grund auf neu zu bauen. Aber allein schon das Niederreißen wird eine Titanenarbeit sein – und sie ist noch nirgends in Angriff genommen worden. Die Trümmerstätte brütet, einer verschollenen und verfallenen Stadt der Antike gleich, unter der heißen Julisonne; kein menschliches Wesen bewegt sich in ihr, sicher nicht nur aus Furcht vor den vielleicht noch im Schutt verborgenen Blindgängern, sondern vor allem deshalb, weil hier jede individuelle Aufräumarbeit sinnlos wäre: Die Stadt wird eines Tages durch ganze Regimenter von Bautrupps und mit Hilfe von Baggermaschinen eingeebnet werden müssen, oder aber sie bleibt so, wie sie heute ist. Die geflüchteten Bewohner, so hört man, begännen wieder zurückzukehren. Wo sie unterschlüpfen, wo sie nächtigen, wie sie sich ernähren, dies sind Geheimnisse, die der Besucher, der nur einige Stunden hier weilt, nicht zu lüften vermag.«¹² Anschließend gibt es ein Mittagessen im Buchhorner Hof: »Friedrichshafen: Auf einer stehengebliebenen Fassade klebt noch das Schild »Kraft durch Freude«, und gegenüber weist ein Pfeil auf die »Plage des Combattants« mit dem Vermerk »Club Privé«. Ein Restaurant ist jetzt die Offiziersmesse der berühmten 5. Division Blindée; allerdings fehlen hier die arroganten Hinweise, die früher in diesen Gegenden üblich waren, so daß sich eine deutsche Familie herein verirrt. Das Bedauern war gegenseitig, von Seite der Franzosen allerdings mehr formell, von den Deutschen jedoch ehrlich, im Hinblick auf die hier zur Verfügung stehende Verpflegung.«¹³ Abschließend trifft die Gruppe auf dem Flugplatz Löwental doch noch mit General de Lattre zusammen. Bis er erscheint, gibt es am Himmel Flugakrobatik einiger Jagdflieger, und die Schweizer Journalisten haben in drei Reihen stramm zu stehen. General de Lattre bedankt sich bei dieser Gelegenheit vor allem auch für die Schweizer Hilfe im Krieg. Dann startet er nach Paris zu den Paraden des 14. Juli.

10 Thurgauer Zeitung, Frauenfeld, 16. Juli 1945. St. Galler Tagblatt, 16. Juli 1945.

11 Vgl. A. Moser, Die andere Mainau 1945. Paradies für befreite KZ-Häftlinge, Konstanz 1995.

12 Thurgauer Zeitung, Frauenfeld, 17. Juli 1945

13 Bischofszeller Zeitung, 17. Juli 1945.

Das Engagement der Franzosen bei der Rückführung von Kriegsgefangenen und Internierten und das ungezwungene Auftreten der französischen Armee finden in den Berichten der Schweizer Journalisten breiten Zuspruch, bedauert wird, daß es zu wenig Kontakt mit Deutschen gab. Hier ist der Eindruck negativ, Passivität und Erstarrung bei den Deutschen, ein erschreckender Mangel an Einsicht, verbohrt Jugendliche, eine Atmosphäre der Apathie, was auch die wirtschaftlichen Probleme nur noch erschweren kann. Wenn schon Lindau tot wirkt, dann Friedrichshafen erst recht, Besatzungstruppe und Bevölkerung leben aneinander vorbei. Für den Journalisten, der schon im Mai da war, besteht der einzige Unterschied im Juli darin, daß zahlreiche Frauen sich über das Fraternisierungsverbot hinwegsetzen: »Senegalneger schlendern durch die Straßen, und die Weiblichkeit aller Altersstufen stellt das Verbrüderungsverbot in Frage.«¹⁴ Die Schweizerische Bodensee-Zeitung Romanshorn vom 21. Juli sieht »nirgends auch nur bescheidenste Ansätze für jene Umschulung des Geistes bei den Deutschen, die allein Gewähr dafür bieten kann, daß es nie wieder zu einem Rückfall in die unter dem Nationalsozialismus erreichte Form der Unmenschlichkeit kommen wird, der gegenüber Kannibalen als Ehrenleute erscheinen.« Das Fazit der Thurgauer Arbeiterzeitung vom 20. Juli: »Es waren keine Ferientage, die wir ennet dem See zubrachten. Bedrückend und beklemmend sind die Eindrücke. Der Faschismus hat Europa eine grauenvolle Erbschaft hinterlassen. Es ist eine schwere Aufgabe, wieder aufzubauen, was zerstört und vernichtet wurde. Nicht nur Häuser und Maschinen sind vernichtet. Wir haben einen Blick getan in die Zerstörungen, die der Nationalsozialismus im Menschen angerichtet hat. Es braucht alle Menschen, die guten Willens sind, um in gemeinsamer Arbeit den Wiederaufbau des Menschlichen zu beginnen.«

Gerade im Fall Lindau wird der Kontrast zwischen der Stimmungslage in der deutschen Bevölkerung und dem selbstherrlichen, geradezu absolutistischen Gebaren des französischen Oberkommandierenden General Jean de Lattre besonders deutlich. Als Beispiel sei das Abschiedsfest beschrieben, das de Lattre für den in die USA versetzten amerikanischen General Jacob Devers gab, dessen Heeresgruppe im Krieg die französischen Truppen unterstellt waren. Devers war vermutlich mit dem Flugzeug bis Friedrichshafen gereist. Am Abend des 12. Juni 1945 wurde er von dort mit einem beleuchteten Schiff nach Lindau gebracht. Die Stadt lag im Dunkeln, nur der Hafen und einige öffentliche Gebäude waren angestrahlt. Vom Hafen bis Bad Schachen standen 2000 algerische Soldaten mit Fackeln, das Bankett hatte die Form eines arabischen Nachtlagers. Am nächsten Tag fuhr de Lattre nach Konstanz und gab dort eine Parade für den Schweizer General Henri Guisan, im Grunde eine Hauptprobe für die am folgenden Tage inszenierte gigantische Parade für Devers, die rund um die Konstanzer Altstadt führte. Devers kam auf einem Bodenseedampfer, der jetzt wie die französische Armee »Rhin et Danube« hieß, mit 200 amerikanischen Offizieren nach Konstanz, was dort Hoffnungen auslöste, man werde vielleicht der amerikanischen Zone zugeschlagen. Abends gab es ein Abschlußbankett in Bad Schachen mit großem Feuerwerk. Auf dem See schwammen Lämpchen, die die französische und amerikanische Flagge bildeten. Was heute als Medienspektakel inszeniert würde, fand immerhin seinen Weg in die amerikanische Zeitung »The New Yorker« und hat wohl auch dazu beigetragen, daß de Lattre bei den Amerikanern den Spitznamen »du Théâtre« erhielt. Bei der Konstanzer Parade versuchten die Franzosen erstmals die deutsche Bevölkerung einzubeziehen. Während die Einwohner bis dahin bei Paraden alle Fenster schließen mußten, konnten sie jetzt von den Fenstern und Balkonen aus zusehen. Der französische Kriegsberichterstatter Coquet registrierte: »Es wäre zuviel gesagt, daß sie entzückt waren. Doch waren sie sichtlich interes-

¹⁴ Thurgauer Volksfreund, Kreuzlingen, 16. Juli 1945.

siert, fast verführt. Zweifellos kamen sie zu dem Urteil, daß unsere Militärparaden mehr Farbigkeit und mehr Akzente haben als ihre eigenen«. ¹⁵

Sicherlich finden sich in den französischen Tageszeitungen vom Sommer 1945 noch manche Berichte über die neue Besatzungszone, so etwa in »La Dépêche de Paris« über eine Begegnung von General de Lattre mit dem deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm am 17. Mai in Lindau. Der im Hotel »Bayerischer Hof« internierte Kronprinz war den Franzosen in Österreich in die Hände gefallen. Der als eleganter Dandy und Frauenheld charakterisierte Kronprinz hatte um das Gespräch gebeten. Er wollte de Lattre von gleich zu gleich die Hand schütteln und sein kleines privates Problem besprechen, nämlich die Rückkehr in sein österreichisches Landhaus, da ihm in Deutschland kein angemessenes Quartier zur Verfügung stehe. In schneidendem Ton macht ihm de Lattre von oben herab und ohne Händedruck klar, daß er nach 1918 als »Schlächter von Verdun« schon einmal auf einer Liste von Kriegsverbrechern gestanden habe, eigentlich erschossen gehöre und nun in Deutschland unter Hausarrest stehe: »Mein Herr, Sie haben vor allem den Sinn für Würde verloren. Angesichts des Zusammenbruchs Ihres Landes hat der 65jährige Vater von sechs Kindern, der Sie sind, nur die eine Sorge um sein Wohlergehen, um das Haus seines Müßigganges, um die Frau seiner Vergnügungen. Sie sind erbärmlich, mein Herr, und das ist wirklich alles, was ich ihnen zu sagen habe.« Der Kronprinz zieht von dannen, als sei das alles ein bedauerliches Mißverständnis, das das übliche gute Einvernehmen zwischen Leuten aus der besseren Gesellschaft verhindert habe. ¹⁶ Zu den wenigen Deutschen, die de Lattre in Bad Schachen empfing, gehörte der junge Manfred Rommel, der Sohn des Generalfeldmarschalls. Er war bei Kriegsende in französische Gefangenschaft geraten und stellte für de Lattre den Prototyp einer neuen deutschen Jugend dar. Rommel schilderte ihm die Hintergründe um den Tod seines Vaters nach dem 20. Juli 1944. Einem französischen Journalisten erzählte de Lattre, der junge Rommel habe ihn bei dieser Gelegenheit um die Aufnahme in die französische Fremdenlegion gebeten, was der General ablehnte: »Wenn man der Sohn von Marschall Rommel ist, verpflichtet man sich nicht in einer fremden Armee. Deutschland hat nur zu sehr von den Franzosen verlangt, sich wie gute Deutsche aufzuführen, und so werde ich nicht von Ihnen verlangen, Frankreich zu dienen. Ich werde Ihnen die Freiheit wiedergeben, zumal Sie ja nicht mit der Waffe in der Hand aufgegriffen worden sind, und Sie werden an die Universität Tübingen zurückkehren um dort Ihr Studium fortzusetzen. Da Sie besser als jeder andere direkt in die Lage versetzt worden sind, die Grausamkeit und Schädlichkeit der Nazidoktrin zu sehen, haben Sie eine Aufgabe zu erfüllen, nämlich die Gesinnung Ihrer Kameraden davon zu befreien. Und dies wird die beste Art und Weise sein, Ihrem Land zu dienen.« ¹⁷

Eine etwas andere Perspektive hatte eine Schweizer Offiziersdelegation, die Ende Juli in Friedrichshafen eintraf. Im Frühjahr schon hatten eine erste und eine zweite Delegation die französischen Truppen auf deutschem Boden begleitet. Offiziell sollten sie strategische Studien betreiben, es gehörte aber sicher auch zu ihrem Auftrag, Schweizer Interessen in Südwestdeutschland zu sichern. Die Aufgabe der dritten Gruppe lautete, deutsche Waffen ein-

¹⁵ Genet, Letter from the Lake Constance, The New Yorker, 7. Juli 1945. Bulletin d'information de la Première Armée française, Nr. 197/18. Juni 1945, Nr. 201/22. Juni 1945 (Archiv des Südkurier, Konstanz). J. de Coquet, Nous sommes les occupants, Paris 1945, S. 203. Villa Wacker: S. de Lattre, Jean de Lattre, mon mari, Bd. 2, Paris 1972, S. 13–20. Coquet, S. 158–160. Innenaufnahmen: Sie und Er, Nr. 22, 1. Juni 1945.

¹⁶ Abgedruckt im Bulletin d'information de la Première Armée française, Nr. 180/30. Mai 1945 (Archiv des Südkurier, Konstanz).

¹⁷ Coquet, S. 167–172. S. de Lattre, Bd. 2, S. 17. Mehrere Begegnungen, aber ohne Fremdenlegion, bei M. Rommel, Trotz allem heiter. Erinnerungen, Stuttgart 1998, S. 84–90.

zukaufen, ein etwas ungewöhnlicher Beitrag zur Entmilitarisierung Deutschlands. Die Franzosen waren auf diesen Auftrag gar nicht vorbereitet, zumal zu diesem Zeitpunkt General de Lattre in Lindau durch General Koenig in Baden-Baden abgelöst und die 1. Französische Armee als Kampfformation aufgelöst wurde. Man führte den drei Schweizer Offizieren aber die deutschen Erprobungsanlagen von akustisch gesteuerten Torpedos in Manzell vor, obwohl diese Waffe für die Schweizer kaum in Frage kam. Daneben versuchten die Schweizer aber auch, das Verhältnis von Besatzungsmacht und Zivilbevölkerung zu erkunden. Vor allem die Situation der Frauen interessierte sie dabei: »Die Besatzungstruppe lebt völlig aus dem Lande, und viel Zusätzliches scheint von der Truppe ohne Wissen der Kommandanten requiriert zu werden, wobei manchmal auch nicht nur bloß ein Auge zugeedrückt werden mag. Über das Verhältnis der Besatzungstruppen zu der Zivilbevölkerung kann man sich nur schwer ein Bild machen. Die schöneren Frauen scheinen es leichter zu haben. Angenehm macht sich jetzt bemerkbar, daß für die farbigen Truppen jetzt Bordelle eingerichtet wurden, und zwar mit farbigen Frauen, was viel zur Linderung beigetragen haben mag. Über den Massenbetrieb in diesen Stätten ist besser zu schweigen, da er für europäisches Empfinden unvorstellbar ist. Französischerseits betont man, daß Vergewaltigungen weißer Frauen durch Farbige selten vorgekommen seien... Manchmal mag der Widerstand gegen Vergewaltigungen ziemlich gering gewesen sein.«¹⁸

Die von den Schweizern besichtigten Torpedo-Werksanlagen werden auch von einem Journalisten in der französischen Soldatenzeitung »Nouvelles de France et du Monde« vom 27. September 1945 beschrieben, die in Konstanz in der Druckerei am Fischmarkt hergestellt wird.¹⁹ Außer einer Luftwaffe plante General de Lattre offensichtlich auch eine Bodensee-Marine ein. Die Marinebasis in Friedrichshafen bestand zu diesem Zeitpunkt aus 150 Soldaten, überwiegend Bretonen, und etwa 100 deutschen Spezialisten von Dornier, die unter französischer Aufsicht weiter arbeiteten. Hunderte von Torpedos befanden sich in den Hallen, deutsche, französische, italienische, außen auf dem Wasser lagen Wasserflugzeuge. Der zweite Teil des Berichtes bezieht sich auf die französische Luftwaffenbasis in Löwental, 2500 Mann, die mit Spitfire-Maschinen ausgestattet sind, für die die Piste eigentlich zu klein ist. Vier Pilotenräume befinden sich auf dem Gelände, großformatige amerikanische Zelte, die jeder Gruppenchef nach seinem Geschmack einrichten kann, z. B. mit amerikanischer Bar, Heizung, Bridge-Tischen, Dekorationen, Teppichen. Die Piloten werden gehätschelt wie kleine Prinzen. Ihre Moral soll hochgehalten werden, was die Deutschen angeblich auch so gemacht hätten.

Und der erste Eindruck der Franzosen von den Deutschen? Ein französischer Journalist hat im Sommer 1945 die Besatzungszone bereist und seine Berichte später unter dem Titel »Im Land der Besiegten« in Buchform zusammengefaßt. Auf dem Weg von Rottweil nach Lindau registriert er Kinder, die sich ohne Scheu dem französischen Militärfahrzeug nähern, Passanten, die eilfertig Auskunft geben, junge Frauen, die einer Kolonne von Soldaten Obst reichen, badende Kinder, braun gebrannt und wohlgenährt, die er mit den unterernährten französischen Kindern vergleicht. Der Anblick dieser ungewöhnlich kräftigen und lebhaften deutschen Jugend beunruhigt ihn: »All diese Leute leben aus den Reserven, die sie in Frankreich und anderswo gestohlen haben. Aber ahnen sie die Leiden, die sie zu ertragen haben werden, wenn diese Reserven erschöpft sind und wenn die Stunde der Abrechnung da sein wird? Denken sie überhaupt an morgen? Es scheint, daß ihnen die Nie-

18 Schweizerisches Bundesarchiv Bern, E 27/12693. Vgl. den Sammelband »Endlich Friede! Kriegsende 1945 in der Bodenseeregion« = Rorschacher Neujahrsblatt 85/1995.

19 Archiv des Südkurier, Konstanz. Zur Bodensee-Marine von de Lattre vgl. P. Pellissier, De Lattre, Paris 1998, S. 417 f.

derlage noch gar nicht bewußt geworden ist. Was steckt hinter dieser Gleichgültigkeit und Passivität?«²⁰

Am 14. Juli, dem Nationalfeiertag, fährt der Journalist von Lindau bis Überlingen und zurück, um die Vorbereitung des Festes zu beobachten. In allen Garnisonsorten hektische Aktivitäten der Armee für Salutschießen, Beflaggung, Parade, Konzert, Ball. Und die Deutschen: »Die deutsche Bevölkerung bleibt, ohne das geringste Anzeichen von Feindseligkeit erraten zu lassen, fremd und verschlossen. Welche Gedanken formen sich hinter der Stirn dieser Leute? Welche Worte verstummen auf ihren unbeweglichen Lippen beim Anblick unserer Stärke und unserer Freude? Vergeblich stellt man sich diese Fragen.« Kommt bei den Schweizern immer wieder die frühere Verbundenheit mit der deutschen Bodenseeregion und das Erstaunen über die Apathie und die mangelnde Selbstkritik des Sommers 1945 zur Sprache, so sind für die Franzosen die Deutschen zunächst das rätselhafte Volk, dessen Verhalten im Krieg und nach der Niederlage man nicht begreifen kann. Oder aber sie geben sich Illusionen hin, indem sie meinen, die Deutschen mit französischem militärischen Gepränge beeindruckend zu können. General de Lattre soll gesagt haben: »Die Deutschen sind Augen- und Ohrenmenschen. Man muß ihnen Frankreich über die Augen und die Ohren eintreiben.« Und aus der Ablehnung von Zentralismus und Preußentum bei den Süddeutschen leitet der französische Journalist eine mögliche Hinwendung dieser Regionen zu Frankreich ab: »Es besteht kein Zweifel, daß es in den Köpfen arbeitet, daß manche Vorbehalte sich abschwächen und daß sich uns gegenüber zwar nicht Sympathie äußert, das wäre zuviel verlangt, aber doch Neugier, manchmal Anziehung... Heute bin ich in einer der fruchtbarsten und anmutigsten Gegenden Deutschlands. Trotz der Schwierigkeiten werden die landwirtschaftlichen Arbeiten ausgeführt, das Heu trocknet auf den Holzgestellen, und ich sehe den Hopfen an den Drähten, die man gespannt hat, täglich weiter steigen. Dies ist ein kostbares Bild für eine Besatzungspolitik.«²¹

Anschrift des Verfassers:

Dr. Arnulf Moser, Allmannsdorfer Str. 68, D-78464 Konstanz

20 Garcin, S. 12 f., S. 125–129.

21 Coquet, S. 167, S. 204–210. Zu Besatzungspolitik und Neugliederung vgl. J. Klöckler, *Abendland – Alpenland – Alemannien. Frankreich und die Neugliederungsdiskussion in Südwestdeutschland 1945–1947*, München 1998 (Studien zur Zeitgeschichte Bd. 55).